

## Kirche: Fremde Heimat?

Der Titel bringt zwei Begriffe zusammen, die wir eigentlich sonst auseinander halten: die Fremde und die Heimat. Wenn diese Begriffe zusammengebracht werden, sind Widerspruch und Bestreitung zu erwarten, dass sie zusammen gehören.

Das ist durchaus typisch für unsere Zeit. Sie steht im Zeichen des »sowohl als auch« und im Zeichen der Bestreitung. Man kann keine Position einnehmen, ohne mit Gegenpositionen konfrontiert zu werden. Jede Rede stößt auf Widerrede, zu jeder These gibt es eine Gegenthese. Und zugleich wird bestritten, dass beides zugleich zutreffen kann. Erst recht gilt das, wenn noch eine dritte Größe hinzukommt – und die Kirche als eine »fremde Heimat« charakterisiert wird.

**Nicht die Anpassung,  
sondern die Resonanzfähigkeit der Kirche  
für eine sich dramatisch verändernde  
Welt ist gefragt.**

**Nicht die Errichtung einer Gegenwelt,  
sondern die Solidarität mit der Welt  
ist ihr Thema**

**Hans-Joachim Höhn**

Diesem merkwürdigen Befund will ich im Stil einer Zeitdiagnose nachgehen. Ich will sondieren, wie beim Thema »Kirche« Befremdung und Beheimatung zusammenkommen. Dass hier etwas zusammenkommt, was eigentlich auseinanderstrebt, ist typisch für unsere Zeit und für alles, was in ihr geschieht. Alles ist Spannungen und Zerreißproben ausgesetzt. Dies gilt auch für den Bereich »Religion« und

»Kirche«. Auch für die Kirche treffen zwei gegensätzliche Beschreibungen zu: Sie löst mit vielen überkommenen Positionen Befremden aus, Menschen »fremdeln« mit ihr; sie gehen auf Distanz, treten aus, schreiben sie ab. Andere aber wollen die entstandene Entfremdung zwischen Kirche und Gesellschaft nicht hinnehmen. Sie wollen sie öffnen und so reformieren, dass sie wieder einladend sein kann für Kirchendistanzierte und Kirchenfremde. Das wollen wiederum viele Kirchentreu auch – aber nicht mit den Mitteln der Reform. Für sie soll die Kirche bleiben, wie sie ist – oder besser noch: wieder so werden, wie sie einmal war. Wenn sich in der modernen Gesellschaft alles immer schneller ändert, dann brauchte es Orte der Verlässlichkeit und Beständigkeit, der festen Zugehörigkeit und Beheimatung. Und ein solcher Ort soll die Kirche sein.

Zum Fremdling kann man in der Kirche auf doppelte Weise werden: Wenn die Kirche so verändert, reformiert und modernisiert wird, dass man *sie* nicht wiedererkennt – oder wenn Reformen zurückgenommen werden und die Kirche eine Gestalt annimmt, dass man *sich* in ihr nicht mehr wiedererkennt.

Ich will diesem Spannungsverhältnis in zwei Anläufen nachgehen. Zuerst lege ich Ihnen eine kleine Typologie der »Fremden Heimat Kirche« vor, bei der unterschiedliche innerkirchliche Verteilungen von Nähe und Distanz eine Rolle spielen. Danach geht es um das Verhältnis von Kirche und Gesellschaft, das nicht weniger spannungsvoll ist.

## I. Kirche ist vielfach Fremde und Heimat

### • *Heimat als Entfernungsangabe:*

»Kirche: fremde Heimat« kann bedeuten, dass die religiöse Herkunft einem Menschen mit der Zeit fremd wird, weil er/sie schon lange nicht mehr an jenem Ort lebt, von dem er/sie herkommt. »Heimat« ist eine Bestimmungsmöglichkeit des eigenen Herkommens, aber auch die Bestimmung einer Distanz. Der Herkunftsort ist nicht identisch mit dem aktuellen Aufenthaltsort; man hat sich von ihm entfernt, andernorts ein neues Zuhause gefunden. Und wenn man gelegentlich besuchsweise in die alte Heimat zurückkehrt, wird jeweils klar, wie groß der Abstand zwischen »damals« und »heute« geworden ist. Mit den alten Freunden verbinden nur noch alte Geschichten. Neue sind nicht mehr hinzugekommen. Die allein noch mögliche Perspektive auf Gemeinsamkeiten ist die Rückschau. Religion/Kirche gehören in einer Biographie zu den »Kindheitsgeschichten«.

### • *Heimat als Mitgift oder Hypothek:*

»Kirche: fremde Heimat« kann bedeuten, dass die religiöse Herkunft nur noch vom Hörensagen bekannt ist – vergleichbar mit der zweiten und dritten Generation von Gastarbeitern, Asylanten, Flüchtlingen und Spätaussiedlern. Auch sie kennen jene Ursprünge und Traditionen, die hintergründig ihr Leben mitbestimmen, selbst nicht mehr aus eigenem Erleben. Es bedarf eines »Fremdenführers«, der ihnen ihr kulturelles Erbe wieder bewusst macht. Ob sie ihr religiöses Erbe bewusst annehmen oder ausschlagen, bleibt lange Zeit unklar oder wird von ihnen offen gelassen.

### • *Heimat als Enklave/Exklave:*

»Fremde Heimat Kirche« kann bedeuten, dass die Kirche eine Zufluchtsstätte für jene geworden ist, die mit der modernen Welt nicht mehr mitkommen, die sich abgehängt fühlen vom Fortschritt und sich als Modernisierungsverlierer betrachten. Von der Kirche erwarten sich diejenigen Rückhalt und Verständnis, die die Welt nicht mehr verstehen. Die Kirche wird hier zum Rückzugsraum für Menschen, die mit der Moderne fremdeln und die nostalgische Sehnsucht nach besseren alten Zeiten pflegen. Sie kann aber auch eine Gegenwelt sein, die bei Außenstehenden Unverständnis auslöst. Einer Gemeinschaft anzugehören, bei deren Führungseliten vielfach eine obrigkeitliche Mentalität antreffbar ist, die sich der Einführung demokratischer Verfahren verweigert und Frauen nicht auf allen Ebenen mit Männern gleichstellt, wirkt vielerorts höchst befremdlich.

### • *Heimat als Neuland:*

»Fremde Heimat Kirche« kann bedeuten, dass Menschen auf der Suche nach einer neuen spirituellen »Niederlassung« sich schwer tun mit der Akzeptanz jener kirchenrechtlichen Normen und dogmatischen Bedingungen, an welche die Kirche die Teilhabe an ihrem religiösen Leben knüpft. Vieles mag Unbehagen und Befremden auslösen, an vieles typisch Katholische wird sich jemand, der aus der säkularen Welt kommt und in der Kirche eine neue religiöse Heimat finden will, vielleicht nie gewöhnen können.

### • *Heimat als geschlossene Gesellschaft:*

»Kirche: fremde Heimat« kann bedeuten, dass die Kirche Menschen verliert, weil sie pastoral verprellt werden, weil sie sich als wiederver-

heiratet Geschiedene kirchenrechtlich ausgegrenzt vorkommen, weil sie sich moralisch geängelt fühlen oder weil sie spirituell obdachlos geworden sind in einer Gemeinde, in der eine für sie geist- und freudlose Liturgie gefeiert wird. Sie richten an die Kirche den Vorwurf, nur noch als »Heimatvertriebene« ihr Christsein leben zu können.

- *Heimat als Niemandsland:*

»Fremde Heimat Kirche« bedeutet schließlich auch, dass in einem sehr unmittelbaren Sinn

Christen den architektonischen Ausdruck ihrer Religionszugehörigkeit verlieren. Kirchenschließungen, -umwidmungen und -profanierungen markieren den schmerzlichen Abschied von Gotteshäusern, die fortan nur noch als touristische Sehenswürdigkeiten gelten. Ob sie in dieser Eigenschaft aber noch ein lebendiges Wahrzeichen für die soziale und geschichtliche Identität einer Stadt oder einer Region sein können, ist höchst fraglich. In religiöser Hinsicht drohen sie zum »Niemandsland« zu werden.

## II. Heimat als Woher und Wohin

Bemerkenswert an dieser Aufzählung ist nicht bloß der Umstand, dass wider Erwarten doch Fremde und Heimat in Bezug auf Kirche zusammengedacht werden können. Es wird auch eine Spannung deutlich im Begriff der Heimat, die sowohl innerkirchlich als auch im Verhältnis zur Gesellschaft durchschlägt:

- Heimat als etwas Vorgegebenes, in das man hineingeboren wird, kraft Abstammung ein Recht der Zugehörigkeit besitzt – Heimat als Angabe, woher ein Mensch kommt bzw. als etwas Überkommenes;
- Heimat als etwas Ausstehendes, worauf hin man noch unterwegs ist, wo man seine Bleibe erst noch finden muss – Heimat als Angabe, wohin ein Mensch unterwegs ist, wo er ankommen will.

In der katholischen Kirche wird derzeit heftig darum gerungen und gestritten, welche Veränderungen an- und ausstehen und wie man mit dem Überkommenen umgehen soll. Zu dem Überkommenen gehört inzwischen auch das II. Vatikanische Konzil vor 50 Jahren. Es ist *das* Konzil, das der Kirche die permanente Erneuerung ins Stammbuch geschrieben hat. Es ist *das* Konzil, das ein Fremdeln zwischen Kirche und moderner Welt überwinden wollte. Es ist *das* Konzil, das von der Kirche die Haltung kritischer Zeitgenossenschaft verlangte.

## III. Kirche in Zeitgenossenschaft oder in Zeitlosigkeit?

Seit geraumer Zeit werden diese Vorgaben wieder in Frage gestellt: Ist von der Kirche wirklich Zeitgenossenschaft mit der säkularen Welt oder nicht viel eher kritische Ungleichzeitigkeit und selbstbewusste Ungleichförmigkeit

verlangt? Ist von der Kirche wirklich eine »Inkulturation« in die säkulare Welt oder nicht viel eher die Markierung einer Differenz zur »Welt« verlangt? Schließlich rührt der Appell, sich der Welt nicht anzugleichen (vgl. Röm 12,2; Jak 4,4) an ein Grundthema der gesamten Christentumsgeschichte. Ist nicht tiefe Skepsis angebracht gegenüber einer Kirchlichkeit, die auf Konformität mit der Gesellschaft angelegt ist, also auf Opportunitätsdenken beruht. Hat das Konzil nicht die falsche Option gewählt?

Von diesen Anfragen ist unter allen Konzilstexten die Pastoralkonstitution »Gaudium et spes« am stärksten betroffen. Denn hier nimmt die Kirche umfassend eine neue, dialogische Verhältnisbestimmung zur Welt vor. Bereits in den einleitenden Passagen von »Gaudium et spes« finden sich dazu programmatische Aussagen. Weltzuwendung, nicht Weltabgewandtheit macht christliche Zeitgenossenschaft aus. Es ist Auftrag und Anliegen der Kirche, »nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten, so daß sie in einer der jeweiligen Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens und nach dem Verhältnis beider zueinander Antwort geben kann« (GS Nr. 4). Hier wird eine Kurzformel geboten, die prägnant das Verhältnis von Immanenz und Transzendenz, von »Diesseits« und »Jenseits« benennt, wie es für das Wirken der Kirche in der Zeit typisch ist. Wer sie allein für das Zeitlose und Überzeitliche zuständig sieht, halbiert ihren Auftrag. Sie hat sich den existenziellen und sozialen Fragen zu stellen, die sich hier und jetzt ergeben und zugleich über den Tag hinaus von Belang sind. Zugleich wird eine doppelte Fokussierung der Verkündigung

verlangt: zeit- und biographienah einerseits, evangeliumsgemäß und von den Quellen des Glaubens inspiriert andererseits. Wenn die Kirche etwas zur spirituellen Orientierung in den sozialen Auseinandersetzungen und Konflikten moderner Gesellschaften beitragen will, muss sie auch auf die geistige Signatur der Zeit eingehen. Sachgemäß ist die Verkündigung des Evangeliums nur dann, wenn sie der jeweiligen Zeit gerecht wird. Man darf also die Sache des Evangeliums nicht trennen von der Zeit, in der sie jeweils zu vertreten ist. Und diese Zeit ist nicht von vornherein der Opponent oder Widerpart des Evangeliums.

Evangeliumsgemäß ist nicht, sich aus der Welt zu stehlen, sich über sie zu erheben oder sich ihr gegenüberzustellen, sondern in der Welt für die Welt engagiert zu bleiben, sich von ihren Nöten anrühren zu lassen und sich ihrer Freuden mitzufreuen. Nicht die Anpassung, sondern die Resonanzfähigkeit der Kirche für eine sich dramatisch verändernde Welt ist gefragt. Nicht die Errichtung einer Gegenwelt, sondern die Solidarität mit der Welt ist ihr Thema. Bei aller notwendigen Sozialkritik darf die Kirche in der Welt nicht bloß alles Negative und alles Negative nicht bloß in der Welt wahrnehmen. Wer das tut, macht die Welt schlecht, um mit der eigenen Weltfremdheit gut da zu stehen. Vielmehr gilt es auch das anzuerkennen, »was an Gutem in der heutigen gesellschaftlichen Dynamik vorhanden ist«, und mit Achtung zu blicken »auf alles Wahre, Gute und Gerechte, das sich die Menschheit in den verschiedenen Institutionen geschaffen hat und immer neu schafft« (GS Nr. 42). Diese Anerkennung lebt im und vom Dialog mit allen Menschen guten Willens, mit den Angehörigen anderer Religionen und Konfessionen. Dabei gelten nach außen wie

nach innen dieselben Regeln des Gebens und Nehmens (GS Nr. 42-44), des Hörens aufeinander und des Lernens voneinander: »Anerkennung aller rechtmäßiger Verschiedenheit, gegenseitige Hochachtung, ... im Notwendigen Einheit, im Zweifel Freiheit, in allem die Liebe« (GS Nr. 92).

Dieser Position widersprechen in der Kirche jene Kräfte, die für »neue« Grenzziehungen zwischen dem Religiösen und dem Säkularen eintreten. Die Aufgabe, auf zeitgemäße Weise der Botschaft Jesu gerecht zu werden, wird dabei für sekundär gehalten. Dass die Kirche auf evangeliumsgemäße Weise den Erfordernissen der Zeit entsprechen muss, erscheint zweitrangig. Als Begründung verweisen sie auf einen zentralen Passus in der Freiburger Rede (2011) von Papst Benedikt XVI., für den die Welt nicht maßgeblich für die Bezeugung des Evangeliums sein kann: »Durch die Ansprüche und Sachzwänge der Welt aber wird dies Zeugnis immer wieder verdunkelt, werden die Beziehungen entfremdet und wird die Botschaft relativiert.« Besteht die Alternative darin, das Evangelium in »Reinkultur« abseits der modernen Welt zu verkünden, anstatt es in diese Zeit zu »inkulturieren«? Sollte man, um einer Selbstsäkularisierung der Kirche zu entgehen, darum auf eine Re-Sakralisierung der Kirche, ihres Handelns und ihres Erscheinungsbildes setzen?

Entsprechende Bestrebungen sind längst im Gange und weder an Zahl noch an Wirkung gering. Gemeinsam ist ihnen, dass sie eine Asymmetrie sowohl im Außenverhältnis als auch im Innenverhältnis der Kirche herausstellen. Gegenüber der säkularen Welt soll die Andersheit, Unangepasstheit, Ungleichförmigkeit der Kirche unterstrichen werden. Im In-

nenverhältnis soll sie anziehend für Menschen sein, die doppelt unangepasst sein wollen: gegenüber der säkularen Welt und gegenüber Kirchenmitgliedern, die sich dem Säkularen zu sehr geöffnet haben. Zur Rechtfertigung beruft man sich auf den Ratschlag prominenter Soziologen, die der Kirche empfehlen, in eine Welt, die sich als Ideal die »totale Symmetrisierung von allen auf die Fahne geschrieben hat, ... eine »Idee des Asymmetrischen ... hineinzubringen.«<sup>2</sup> Einher geht damit die Pflege von »Alleinstellungsmerkmalen« und die Konzentration auf den »Markenkern« der katholischen Kirche: rituelle Lebensbegleitung, spirituelle Sinnstiftung und sakramentale Heilsvermittlung – und natürlich der Zölibat der Priester als das die »Welt« am meisten provozierende Zeichen ihrer Asymmetrie.

Ist diese Umsetzung der Unterscheidung von sakraler und säkularer Sphäre der rechte Weg, um nach außen unmissverständlich zu zeigen, wofür die Kirche steht? Wird auf diese Weise die Identität der Kirche gesichert? Klar ist, dass es hierbei zunächst um die Bestärkung einer Identität »nach innen« geht. Sie soll gefestigt werden durch die Markierung einer Differenz nach außen.

Eine »McKinsey-Theologie« sieht darin zudem eine erfolgversprechende Strategie, sich gegenüber Konkurrenten auf dem Markt der Weltanschauungen und Sinnanbieter mit einem klaren Profil abzuheben. Vielleicht versucht man auf diese Weise sogar eine Tugend aus der Not zu machen, die mit dem Ende der »Volkirche« kommen wird. Dass dieses Ende naht und die Kirche zu einer sozialen Randgröße machen wird, ist statistisch voraussagbar. Worin Identität und Relevanz der dann verbleibenden »Restkirche« bestehen, weckt erheb-

liche Besorgnis. Vorsorglich konzentriert man sich auf das »Eigentliche« des Kircheseins, das nicht Gegenstand von Statistiken sein kann. Auf das missionarische und liturgische Zeugnis der Kirche kann sich die »Entweltlichung« doch eigentlich nur positiv auswirken. Denn es wird deutlicher, klarer, entschiedener und vor allem kompromisslos ausfallen, wenn sie zur Welt auf Distanz geht!? Es ist aber keineswegs ausgemacht, dass ein solches Manöver am Ende die Kirche nicht viel eher kompromittieren wird. Problematischer als der Rückgang ihres äußeren Bestandes ist ihre drohende innere Verkümmern. Dass sie kleiner wird, muss man beklagen – dass sie dabei kleinlich und selbstbezogen wird, ist das größere Übel. Eine Kirche, welche zur Welt auf Abstand geht, steht in der Versuchung, sich in einen dogmatischen Rigorismus und liturgischen Ästhetizismus zu flüchten. Auf diesem Weg hofft man vielleicht, den gegenüber dem Säkularen verlorenen Glanz im Sakralen wiederzufinden. Politisch, sozial und kulturell ist ein solches Kirchentum aber belanglos. Es ähnelt einer Thermoskanne aus Edelstahl, »die nach innen wärmt und nach außen kalt bleibt«.<sup>3</sup> Ihre glatt polierte Außenseite lädt zwar dazu ein, sich darin zu spiegeln. Wer sich aber als »Außenstehender« auf diese Weise ein Bild von sich und seiner Welt machen will, blickt in ein Zerrbild.

#### **IV. Reines »Licht« macht blind und pures »Salz« ist ungenießbar**

Wer die Errichtung einer ästhetisch-liturgischen Kontrast-, Alternativ- oder Parallelgesellschaft als Norm für den Weg der Kirche in die Zukunft fordert, muss sich zudem sagen lassen, dass es dafür keine Grundlage im NT gibt. Dennoch werden häufig neutestamentliche Metaphern

zitiert, die angeblich auf die Betonung eines unaufhebbaren Unterschiedes hinauslaufen und dessen Stilisierung fordern. Das neutestamentliche Bildwort vom »Licht der Welt« (Mt 5,13-16) zählt dazu. Wer es beim Wort nimmt, dem geht allerdings etwas ganz Anderes auf. Hier wird deutlich, dass die Identität des Christseins nicht im »Für-sich-sein« besteht, sondern erst im »Bezogen-sein-auf-die Anderen« verwirklicht wird: Wer direkt in eine Lichtquelle schaut, wird entweder geblendet oder muss

die Augen zukneifen – und sieht nichts! Erst wenn man eine Lichtquelle dazu nutzt, etwas auszuleuchten oder anzustrahlen, erfüllt sie einen wohltuenden Zweck. Ansonsten bleibt sie ein folgenloser Selbstzweck. Wenn Christen etwas ausstrahlen, dann rücken sie ihre Umwelt in ein anderes, besseres Licht. Sie machen das Beste an den anderen sichtbar – nicht an sich selbst! Es geht um die Stilisierung einer Beziehung des Zugewandtseins, nicht um die Stilisierung eines Verschiedenseins.

Ähnlich verhält es mit der Metapher »Salz der Erde«. Salz ist kein Lebensmittel, das man um seiner selbst willen genießt. Es ist nicht selbst Speise, sondern man fügt es dem Essen hinzu. »Wollte hingegen jemand auf den Gedanken kommen, Salz als Selbstzweck und also selber als Speise auszugeben, so würde die Reaktion derer, die darauf hereinfallen, alsbald jeden überzeugen, daß Salz als Speise genossen ungenießbar ist: man würde spucken« (E. Jünger). Salz macht das, was nicht selbst Salz ist, haltbar und verstärkt seinen Eigengeschmack. Salz taut im Winter unsere vereisten Gehwege auf. Nichts anderes wird von der Kirche in der Welt erwartet.

Dass für die Kirche das Verhältnis zur Gesellschaft in der Weise der solidarischen Zugehörigkeit primär ist, wird häufig bezweifelt. Weithin hat sich die Maxime durchgesetzt: Nur durch die Markierung von Differenzen lassen sich Originalität und Unverwechselbarkeit gegenüber der Welt sichern. Ebenso gängig ist die Anwendung dieser Maxime auf das Verhältnis von Katholiken und Protestanten, die sorgsam darauf achten, dass keine Ökumene entsteht, in der sie ihr jeweiliges Profil verlieren. Auch im interreligiösen Dialog gilt: Christen und Muslime haben ihre jeweilige Identität daran festzumachen, was sie jeweils voneinander unterscheidbar macht. Erst danach kommt zur Sprache, was sie miteinander verbindet. Aber ist es entscheidend christlich, das Verhältnis zu anderen über Unterschiede zu definieren? Ist das Unterscheiden überhaupt geeignet, treffsicher das für die Kirche Entscheidende zu erfassen? Kann sie mit dieser Strategie in dieser Welt ihre Identität sichern?

## V. Das unterscheidend Kirchliche ist das alle Verbindende

Zur Logik des Unterscheidens gehört das Dissoziieren, das Abtrennen und Sich-Absetzen. Das Verschiedene und Andere ist dabei dasjenige, was der/die Andere mit dem Eigenen nicht teilt und damit nicht gemein hat. Wer in und durch den Vorgang des Ausschließens seine Identität wahren will, rückt in gefährliche Nähe zur ideologischen Selbstbehauptung. Denn Ideologien bestehen zum großen Teil aus der Absicht, ihre Anhänger durch die Bestimmung von Unterschieden zu anderen besser dastehen zu lassen. Der Ideologiefalle können Christen am ehesten dadurch entgehen, dass sie das entscheidend Christliche als dasjenige identifizieren, das alle Menschen verbindet, eint und sie einander gleich macht. Eben dies ist der Heilswille Gottes, der jeden Menschen zum Adressaten einer unbedingten Zuwendung macht. Dazu gehört ebenso die Gottebenbildlichkeit aller Menschen und die Mitgeschöpflichkeit alles Lebendigen. Die Gottebenbildlichkeit jedes Menschen begründet Gleichheit, Wert und Würde jeder menschlichen Person. Sie ist unüberbietbar und nicht relativierbar.

Daran hat die Kirche Maß zu nehmen, wenn sie nach Maßstäben sucht für ihr Engagement *als Kirche in der Welt für die Welt*. Es ist diese Orientierung am alle Menschen Verbindenden, das die Kirche zum Einsatz für Menschenrechte und ein globales Gemeinwohl motiviert. Dies macht das entscheidend Christliche im sozialen und politischen Kontext aus. Und die Orientierung daran macht die Kirche unterscheidbar von sozialen und religiösen Bewegungen, die nur partikulare Eigeninteressen vertreten oder sich der Lobbyarbeit hingeben. Erst wenn sich

die Kirche von diesen Handlungsmustern unterscheidet, ist sie »katholisch«.

Wer nur auf die Bestimmung von Unterschieden aus ist, macht das, was in der heutigen Gesellschaft alle tun, um sich zu profilieren. Und wer das macht, was alle anderen auch tun, hat schon aufgehört, sich von allen anderen zu unterscheiden. Wenn sich alle auf dieselbe Weise unterscheiden, sind sie alle auf dieselbe Weise anders – und damit einander fast schon zum Verwechsellern ähnlich. Wenn die Kirche dieser Logik folgt, praktiziert sie genau das, was Benedikt XVI. kritisiert hat: Sie gleicht sich den Maßstäben der Welt an. Sie übernimmt die Orientierung an innerweltlichen Unterschieden und Unterscheidungen. Es ist aber entscheidend für Christen, dass sie sich auf andere Weise profilieren. Entscheidend für die Kirche in der Welt ist, an einem anderen Unterschied Maß zu nehmen und anders mit innerweltlichen Unterschieden umzugehen. Nur so setzt sie in dieser Zeit selbst ein Zeichen, das nicht von dieser Welt ist. Dieses Zeichen verweist darauf, dass es *einen* Unterschied gibt, aus dem eine Gemeinsamkeit erwächst. Die Kirche hat zu bezeugen, dass die Verschiedenheit von Schöpfer und Geschöpf die Gleichheit und Ebenbürtigkeit aller Geschöpfe begründet. Darum ist jeder Unterschied zwischen Menschen umgriffen von einer je größeren Gemeinsamkeit. Sich in der Welt mit der Herausstellung dieses allen Menschen Gemeinsamen zu profilieren, ist die Aufgabe der Kirche. Mit diesem Zeugnis durchbricht sie die Logik der Welt, in der aus Unterschieden Diskriminierungen erwachsen. Asymmetrien gibt es genug in dieser Welt. Sie braucht keine zusätzliche kirchliche Variante.

### Verweise:

1 Rede und kritische Kommentare sind dokumentiert in J. Erbacher (Hg.), *Entweltlichung der Kirche?*, Freiburg Der Text der /Basel/Wien 2012. S. auch den folgenden Artikel in dieser *Hirschberg*-Ausgabe.

2 A. Nassehi, Für einen Kulturkatholizismus, in: zur debatte 2/2011, 28.

3 H. Zahrnt, *Mutmaßungen über Gott*, München/Zürich 1994, 172.

4 Vgl. hierzu auch J. Werbick, *Vom entscheidend und unterscheidend Christlichen*, Düsseldorf 1992.

*Der Artikel ist die angepasste Textform eines Vortrags des Autors beim Laurentiusempfang 2012 des Katholikenrates Wuppertal.*

*Literaturhinweis: Hans-Joachim Höhn, Fremde Heimat Kirche. Glaube in der Welt von heute, Herder Verlag, Freiburg/Basel/Wien 2012.*

*Prof. Dr. Hans-Joachim Höhn hat am Institut für Katholische Theologie der Universität zu Köln den Lehrstuhl für Systematische Theologie und Religionsphilosophie inne.*